



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 57.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 8. März.

1903

Neuer Roman.

In der morgigen Nummer beginnen wir
mit dem Abdruck des Romans

„Verjährt“

von Albert Schmidt.

Redaction des
„Wiesbadener General-Anzeiger“.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Ihr Geheimniß.

Novelle von H. S. Walburg.

IV.

Wir sahen uns tief in die Augen hinein,
Und leuchtend standen die Sterne“.

Sechs Jahre waren seitdem vergangen, Henriette hatte nie
wieder etwas von ihm gehört.

Adelina war ein hübschönes Mädchen geworden und kehrte
jetzt nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre aus der Pen-
sion heim. Wie eigen berührte es, die beiden Schwestern zu-
sammen zu sehen, das früh gealterte Mädchen mit der vor
Sorge leicht gefurchten Stirn und den unendlich liebevollen
treublickenden Augen, und die schöne, stolze Adelina in ihrer
herben, fremdländischen Erscheinung, eine kaum entfaltete
Blüthe.

Während Henriette noch wie früher als Hausfrau schaltete
und waltete, liebte Adelina, begleitet von einer treuen Ulmer
Dogge, in Berg und Thal umherzuströmen und mit sicherer
Hand gezeichnet etwas von der herrlichen Natur wieder zu ge-
ben, wenn sie nicht mit wissenschaftlicher Lektüre zu Haus be-
schäftigt war. Trotzdem die beiden Schwestern in ihrem Au-
ßenleben wie in ihren Charakteren grundverschiedene waren und
wohl kaum ein gemeinsames Interesse kannten, liebten sie sich
doch zärtlich.

Schon begann der Herbst mit seinen stürmischen, nasskalten
Tagen Einzug zu halten, als die Zeitungen Nachricht von dem
genialen Sänger brachten:

Er war auf seiner Tournee auch nach Deutschland gekom-
men und errang mit seiner wunderbaren Stimme — wie über-
all so auch hier — glänzenden Erfolg.

Alle Blätter waren voll des Lobes, sie berichteten aus-
schließlich Triumphe von ihm.

Man kannte eine Zeit lang nur den einen Namen in der
musikalischen Welt: „Werner Moorbach!“

Selbst seine Feinde konnten über seine großartigen Leist-
ungen nicht abfällig kritisieren.

Henriette erfüllten des Geliebten Erfolge mit unsäglichem
Stolz. Hundertmal am Tage fragte sie sich bang zappend und doch
voll fester Zuversicht: „Ob er wohl an mich denkt, ob er jetzt
kommen mag?“

Werner Moorbach, der große gefeierte Sänger, er schien
das unbedeutende Mädchen, mit der er einst an der Riviera so
tiefe Bekanntschaft geknüpft, nicht vergessen zu haben. — Er
kam.

War auch in den vielen Jahren sein schönes braunes Haar
leicht ergraut, schauten auch seine Augen oft noch schwer-
müthiger, so war er sonst noch der Alte.

Selige Stunden folgten.

Noch hatte er ihr nichts von Liebe gestanden, doch Hen-
riette lag in jedem seiner Blicke, hörte es aus seinen Liedern
und noch einmal zog der Frühling in das Herz des alternden
Mädchens.

Der letzte Abend kam.

Henriette ahnte es, daß er ihr für immer entrisen werden
würde. Es war wie vor Jahren, sie waren allein und er sang
sein letztes Lied.

Henriette wußte, er sang nur für sie.

Diesmal konnte er nicht hinausgehen auf ferne, unbestimm-
te Zeit in die weite Welt.

Er mußte erst seine Liebe gestehen.

Und er gestand sie ihr aus vollem, großem Herzen.

In ihrem Stübchen hatte man sie gefunden in tiefer Ohn-
macht und es dauerte lange, ehe sie das Bewußtsein wieder er-
langte. Dann ist sie krank geworden, wochenlang schwebte Le-
ben und Tod über ihr, bis ihre gute Natur den Sieg errang.

Adelina durfte während der Krankheit nicht zu ihr, nur
wenn die Schwester sich in wildesten Fieberphantasien bewegte,
schob sie die Pflegerin hinaus und nahm deren Platz ein.

Als Henriette zum ersten Mal wieder ihren häuslichen
Pflichten nachkam, war sie eine Andere geworden. Zwischen die
beiden Schwestern war eine sichtliche Entfremdung getreten;
beide mißten sich, soviel es ging. — An einem Morgen ging
Henriette mit entsetzungsvollem, blutendem Herzen in das Ar-
beitszimmer ihres Vaters. — Sie sollte für das Glück einer
Anderen kämpfen.

Und sie erzählte, ohne zu stocken, was ihr der Sänger an
jenem Abend gestanden, daß er Adelina liebe, liebe bis zum
Wahnsinn, daß sie beide sich schon geliebt hätten, da Adelina
noch in der Pension weilte, daß er gekommen sei, sie zu seinem
Weibe zu begehren. Dann überreichte sie dem Vater einen
Brief, welchen er ihr zum Abschied für Herrn von Grossau ge-
geben. Von ihrem eigenen Lieben und Hoffen hatte sie dem
Vater nichts gesagt.

Herr von Grossau war zuerst sprachlos. Die Bornebrüthe
stieg ihm ins Gesicht, und er befahl, Adelina zu holen, welche
sofort, blaß wie der Tod, doch gefaßt eintrat.

„Adelina, Du weißt, wer diesen Brief geschrieben hat! Ver-
hält es sich so, wie hier steht?“

„Ja“, war die feste Antwort, „ich liebe Werner Moorbach und gab ihm das Recht, mich seine Braut zu nennen.“

„Glende“, zischte Herr von Grossau, „das muß ich an meiner Tochter erleben! Versucht sei die Stunde, welche mir diesen Mann zuführte! Du, mein Stolz, auf die ich die höchsten Hoffnungen setzte, Du willst Deinen Stand mit Füßen treten und jenem Abenteuerer und Komödianten angehören? Weißt Du auch, daß dieser Mann — wie er mir hier selbst mittheilt — ein verlorener Sohn ist. Und Du liebst ihn noch?“

„Vater, es war seine Liebe zur Kunst, um deretwillen er das Elternhaus verlor!“

„Und Du willst diesem edlen Beispiele folgen und um Deiner unendlichen Liebe willen das Vaterhaus verlassen, um einem Abenteuerer zu folgen?“

Seine Stimme hatte sich immer mehr gesteigert und in maßloser Wuth rief er aus:

„Nie, das sage ich Dir, nie werde ich meine Einwilligung zu diesem Bunde geben! Wagst Du Dich mir zu widersetzen, so weiß ich, was ich mit einer ungerathenen Tochter zu thun habe, daselbe was einst ihm geschah. Geh' jetzt! In einer Stunde weiß ich, ob Du zur Einsicht gelangt bist, sonst — entweder oder.“

Auffschreiend warf sich Adeline ihm zu Füßen.

„Vater, Vater, das kann Dein letztes Wort nicht sein. Erbarme Dich, raube mir nicht mein Glück, mein Alles, ich kann ohne ihn nicht leben!“

„Es ist mein letztes Wort. Wer sich selbst so vergift, den werde auch ich vergeffen. Und nun genug. In einer Stunde habe ich Deine Antwort, hüte Dich, daß sie anders ausfalle, als ich sie von einer Grossau erwarte. Bedenke, was Du sonst zu verlieren hast!“

Eines Tages stieg Adeline, begleitet von ihrem Vater, in den bereitstehenden Wagen. Sie war tiefschwarz gekleidet, das Gesicht war schmaler geworden, alles Kindliche war gewichen, ein ernstes Weib war Adeline von Grossau geworden.

Monate waren sie schon in Italien, reisten von einem Ort zum andern, ohne daß Adeline für etwas Interesse zeigte, obgleich Herr von Grossau es wahrlich nicht fehlen ließ, seiner Tochter die mannigfaltigsten Zerstreuungen zu bieten. Doch sie kannte nur den einen Gedanken: „Ich soll ihn vergeffen!“ Und das ging über ihre Kräfte, sie konnte ihn nicht vergeffen, nicht für eine Minute.

An jenem Morgen hatte Adeline gelernt, sich anderem Willen zu fügen. Mit scheinbar stoischer Ruhe ließ sie Alles über sich ergehen, während ihr Herz blutete von der tiefgeschlagenen Wunde.

Ihr Lebensglück war grausam zertrümmert.

Sie kamen nach Monte Carlo und nahmen hier längeren Aufenthalt, ohne zu ahnen, daß dies ihr Unglück werden sollte. Zuerst besuchte Herr von Grossau mit Adeline die Spielsäle, spielte auch ab und zu mit wechselndem Glück, ohne größeres Interesse am Spiel zu nehmen. Doch bald hatte auch ihn der Spielteufel gepackt. Sinnlos hohe Summen setzte er auf sein Glück bauend, doch es hatte ihn vergeffen.

Die ganzen Nächte hindurch bis zum Morgen sah man den alten Herrn mit einem Baron von Güsserow zusammen am Spieltisch, und den Baron von fabelhaftem Glück begünstigt, mit imponirender Gleichgültigkeit einen Gewinn nach dem anderen einstreichen. — Obgleich ein Mann Anfangs 50 mit vornehmen, weltgewandten Manieren, machte er auf Adeline einen unangenehmen Eindruck; seine Huldigungen nahm sie mit unbedecktem Widerwillen entgegen. Eine dunkle Vorahnung, daß dieser Baron ihr Unglück bringe, hatte sie ergriffen, und fest nahm sie sich vor, den Vater zu warnen.

Doch es war schon zu spät. —

Eines Tages trat Herr von Grossau, noch bleicher und nervöser als sonst, vor Adeline und forderte sie auf, dem Baron ihre Hand zu geben, da er um sie geworden. —

Adeline's verneinende Antwort, welche sie im Begriff war, zu geben, blieb aus, als Herr von Grossau ihre Kindespflicht anrief und ihr sagte, daß er vor dem Ruin stünde, vor dem nur Adeline's Wort ihn retten könne.

„Verkauft, verkauft soll ich werden“, schrie es wild in ihr auf, während sie scheinbar ruhig sich Bedenkzeit erbat. — Adeline wankte in ihr Zimmer. „Großer Gott, auch das noch!“ murmelten ihre blassen Lippen und sie versank in dumpfes Hinbrüten. Adeline zeigte sich ihres Namens würdig.

Am anderen Tage brachte sie ihrem Vater das Jawort.

Liebte der Baron auch seine schöne Braut leidenschaftlich, und bemühte er sich, ihr so angenehm als möglich zu erscheinen, so konnte Adeline doch nicht die geringste Zuneigung für ihn empfinden.

Da der Baron darauf drang, sobald als möglich Hochzeit zu halten, reisten sie heim, und in dem alten Schlosse auf dem Felsen wurde ein Bund geschlossen, den nicht der Himmel gesegnet hat.

Noch lange erzählte man sich von der schönen, bleichen Braut.

V.

„Da sah ich Dich heimlich zum letzten Mal, Du hingest am Arm eines andern.“

Adeline war ein stilles, bleiches Weib geworden, welches sich vor Kummer und Wehmuth um das verlorene Glück fast zu Tode grämte. Von ihrem sprühenden heiteren Temperament war nichts mehr übrig, und mühsam schleppte sie sich von einem Tag zum andern. Als der Baron sah, wie seine Frau allmählich dahinsiechte, wie ihre Schönheit täglich schwand, war es auch mit seiner Leidenschaft für sie aus. Er entpuppte sich als ein roher, gewaltthätiger Mensch, der nicht müde wurde sie zu quälen und ihr Vorwürfe zu machen.

Der einzige Trost war ihr das Kind, ein Knabe im zartesten Alter, doch als auch dieser ihr entrissen wurde, erschien ihr das Leben zwecklos.

In einer der größten norddeutschen Städte hatte sie schon zehn Jahre an der Seite des ungeliebten Mannes zugebracht. Von ihrem Vater hörte sie gar nichts mehr, nur zuweilen durch Henriette, welche es nicht unterlassen konnte, der Schwester hin und wieder zu schreiben, trotzdem sie wußte, daß keiner ihrer Briefe beantwortet wurde.

Adeline wollte todt sein für ihre Angehörigen. Besser so, als wenn sie von ihrem Elend hörte! In einem kalten, eisigen Januarabend hielten zahlreiche Troschten und Equipagen vor einem großen Gebäude. Man kam, um einen berühmten italienischen Sänger, welcher früher schon einmal das Publikum entzückt hatte, zu hören.

In hellem Lichterglanz strahlte der riesige Konzertsaal, und gespannt in Erwartung saß die elegante Gesellschaft, zu der auch der Baron von Güsserow mit seiner Gemahlin gehörte, da.

Doch schon nach der ersten Pause verließ Adeline den Saal, auf die Frage ihres Mannes ein leichtes Unwohlsein vorschüßend und ihn bittend, sich nicht stören zu lassen. Aufstöhnend sank sie in die schwellenden Polster des Wagens, der Sänger — Gott, er war es.

Lange war Werner Moorbach mit der tiefen Wunde im Herzen muth- und ziellos umhergerast, bis er sich von einer italienischen Gesellschaft engagiren ließ. — Obwohl sein Glück dort ganz phänomenal war, bekam er doch Sehnsucht nach der Heimath; er kannte die Stadt, wo sein Glück war, er kannte den Mann, der es ihm geraubt; er lang, um zu vergelten.

Während er die düstere Arie aus dem „Bajazzo“ sang und die Menge athemlos lauschte, schweifte sein dunkles Auge suchend umher, bis es das bleiche Weib an der Seite jenes verhassten Mannes erblickte.

Das Erkennen, das über ihre müden Büge glitt, die fieberhafte Röthe, welche abwechselnd mit fahler Blässe in die abgehärmten Wangen stieg, und das Verlassen des Saals war ihm nicht entgangen.

Da sein Programm zu Ende war, brausender Beifall ihn umgab, drängten sich zahlreiche Damen und Herren um den Sänger, um ihm ihr Entzücken in schmeichhaften Worten auszudrücken.

Auch der Baron war unter ihnen und sagte wenige Worte des Lobes.

Sofort wandte sich der Sänger freundlich dankend, und warf scheinbar fragend die mit Bestimmtheit ausgesprochenen Worte hin: „Ich glaube, daß ich schon einmal das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, Herr Baron.“

Ein hochmüthiges Achselzucken — „bedauere, entsinne mich nicht.“

„Vielleicht entsinnen Sie sich, Herr Baron, wenn ich Ihnen den Ort und das Datum nenne, es war vor zehn Jahren am 21. Juli in — —“

Der Sänger war ganz nahe an den Baron herangeraten und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Eine fahle Blässe stieg in das gedunsene Gesicht des Barons, ein hakerfüllter Blick traf den Sänger, doch schnell gesaft gab er eine gleichgültige, verneinende Antwort. Den Umstehenden war das Benehmen der beiden Männer und der sonderbare Wortwechsel aufgefallen, und man vermuthete sofort allerlei, das der Thatsache sehr nahe kam, da der Baron garnicht beliebt war und nur seiner Stellung und seines Reichthums wegen gebuldet war.

Am nächsten Morgen machte Werner Moorbach dem Baron seine Aufwartung. — Wie er gehofft, ließ sich dieser nicht sprechen, dafür empfing ihn Adeline.

Wie er sie so eben sah, mitten in allem Verstummen, müde, ein zu Tode gekehrtes Bild, und doch so in ihr Schicksal ergeben, die zarten Hände gefaltet, da ergriff ihn unendliches Mitleid und seine Arme ausbreitend rief er:

„Mein Liebling, was hat man aus Dir gemacht?“
„Werner“, schluchzte sie auf und all die mühsam erkämpfte Fassung verließ sie. „Werner, man hat es nicht anders gewollt, Gott ist hart und grausam, er läßt mich zu Tode peinigen.“

Und sie erzählte ihm die ganze Qual ihrer Ehe und welche Gründe sie an den Baron ketteten. Der Sänger horchte hoch auf, und als sie geendet hatte, verabschiedete er sich hastig, eine Wiederkehr versprechend. Von nun an verkehrte er fast täglich im Hause des Barons, von diesem mit gehobelter Liebenswürdigkeit aufgenommen. Er wußte genau, was er von dem Sänger zu befürchten hatte.

Für Adeline war es eine qualvolle, und ach so selige Zeit, welche der Sänger in ihrem Hause verlebte.

Noch immer war er der imposante, geistreiche Mann, der Alles zu fesseln vermochte. Auch Adeline erwachte aus ihrem dumpfen Hinbrüten, ihre Wangen färbten sich, und sie vermochte manchmal wieder heiter zu lachen und zu plaudern, was der Gatte mit sichtlichem Wohlgefallen bemerkte.

Hatte die Leidenschaft in beider Herzen geschlummert, so war dies eben nur während der langen Trennung gewesen. Jetzt, nach Jahren, beim ersten Wiedersehen, erwachte sie sofort und loderte zur Flamme empor. —

Aber die Zeit kam, wo der so heiß Geliebte Lebenswohl sagen mußte, für immer —?

VI.

„Es werden die Rosen verblühen, vergehn,
Man wird mich vergessen, begraben.“

Unaufhörlich wirbelten die Floden im lustigen Tanze auf die Erde. Frau Holle war seit frühem Morgen schon sehr thätig gewesen; eine dicke weiße Masse bedeckte schon die schlummernde Erde, und noch immer schien ihr Werk nicht vollendet zu sein.

Henriette schaute von ihrem Stübchen aus in das winterliche Treiben, als Herr von Grossau, auf einen Stock gestützt, mühsam hereinhumpelte.

„Dies“, befahl er kurz und warf ihr eine Zeitung zu. Laut aufstöhnend sank er dann in den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Und sie las zum wiederholten Male, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf das Papier. Die Buchstaben tanzten wirr vor ihren Augen, es war ja nicht möglich, es konnte ja nicht mehr sein! Aber die Zeitung meldete unerbittlich:

„Ein tragischer Vorfall ereignete sich im Westen der Stadt K. Seit Wochen weilte hier der berühmte Tenorist Werner Moorbach und errang mit seiner wunderbaren Stimme riesigen Erfolg. Wie man aus unterrichteten Kreisen hört, soll der Künstler auf einem früheren Tournee die damals neunzehnjährige, auffallend schöne, spätere Baronin v. G. auf dem rheinischen Schlosse ihres Vaters kennen gelernt, und sich mit ihr verlobt haben.“

Spätere lange Trennung ließ die Liebe erkalten und sie heirathete den Baron v. G., einen Millionär und Lebemann, dem ihre Schönheit in die Augen stach.

Bein Jahre lebte das Paar in unserer Stadt und zählte zu den Ersten der aristokratischen Kreise. Der Künstler, welcher durch seine eleganten, weltmännischen Auftreten sich dort bald Zutritt verschafft hatte, verkehrte bald viel in dem Hause des Barons; sie sahen und liebten sich auf's Neue und beschloßen bei der Aussichtslosigkeit ihrer leidenschaftlichen Wünsche gemeinsam in den Tod zu gehen.

Montag Nachmittag 3¼ Uhr hörte ein Vorübergehender aus dem Friedrichspark in kurzen Zwischenpausen zwei Revolvergeschüsse. Sofort benachrichtigte er die Polizei und man fand das Paar anscheinend leblos.

Die Wiederbelebungsversuche, welche in der nächsten Unfallstation angestellt wurden, blieben bei dem Sänger erfolglos, während die Baronin nach langem Bemühen schwache Lebenszeichen von sich gab. Die Kugel hat ihr einen Theil des Gehirns zerstört, doch geben die Aerzte die Hoffnung auf Erhaltung des Lebens nicht auf.“

Im Zusammenhang mit dem traurigen Ereigniß dürfte folgende Notiz stehen:

„Als Kalkspieler entlarvt wurde am 19. dieses Monats ein deutscher Baron v. G. aus K., welcher mit unheimlichem Glück spielend, mehrmals die Bank sprengte.“

Zunächst gelang es dem frechen Gauner, welcher übrigens vor Jahren schon einmal in Verbaht gerieth, aber damals nicht verhaftet werden konnte, zu entkommen. Später gelang es, ihn festzunehmen.“

Die Augen starrten auf das Schicksal gerichtet, unglücklich zu sehen. sah Henriette für eine Weile stumm auf dem Stuhle, die kleinen Hände in die Falten ihres Wollkleides vergräbend. Da erinnerte sie sich ihres armen alten Vaters, und wie sie ihn so steif, den Kopf auf die Brust gesunken, sitzen sah, erschrock sie und von einem plötzlichen Instinkt ergriffen eilte sie zu ihm, seinen Puls fühlend.

Doch er war still.

Das Herz, das so geliebt, und um seiner Liebe willen oft hart und grausam erschien, das so gelitten hatte, und doch bei jeder neuen Anfechtung die Hoffnung und den Muth nicht sinken ließ, die letzte harte Prüfung hatte es nicht zu tragen vermocht.

Es war gebrochen.

Entsetzt eilte die Dienerschaft auf Henriettes Schmerzensschrei herbei und umstand laut jammernd den todtten Herrn. Er wurde auf sein Bett geschafft, der Arzt geholt, doch alle Bemühungen blieben erfolglos. Das, was der Arzt schon längst vorausgesehen, ein Herzschlag hatte dem Leben ein jähes Ende gemacht.

Nun war Alles vorbei.

Friedlich und still, von allen Qualen seines irdischen Lebens ausruhend, einem himmlischen Freudenleben entgegen schlummernd, lag auch der letzte seines Stammes in einem kostbaren Sarkophag in der Gruft seiner Väter.

Da verließ Henriette die Heimath.

Der Frühling nahte. Brausend und heulend jagte eine mächtige Windhose, über den Rhein kommend, daher. Die stärksten Stämme knickten und das Schloß erbebt in seinen Grundvesten.

Selbst die Thiere des Waldes flohen entsetzt.

Bitternd vor einem noch kommenden Schrecklicheren standen die Menschen wortlos und bleich; selbst die Versiocktesten sandten bei der furchtbaren Stimme der mächtigen, erzürnten Gottheit, welche durch den Sturm drohend Vernichtung der sündigen Menschen zu verheißen schien, heiße Gebete zum Himmel.

Nur die Todten erschreckten nicht; sie schlummerten einen von keiner Sorge gestörten Schlaf. Sie brauchten nicht bei den Vorgängen der Welt zu zittern. —

Es sollte den Worten des Freiherrn Udo von Grossau: „So der Letzte meines Namens dem Erdenleben entzissen wird, soll auch mein Schloß seinem Untergang entgegensehen; kein anderer Name, denn der unfrige, soll je nach uns in diesen stolzen Hallen tönen“ Gerechtigkeit widerfahren.

Der Sturm hatte furchtbare Verwüstungen angerichtet. Das mächtige Gebäude war zertrümmert, und nur das Grundgemäuer vermag jetzt von dem alten stolzen Schloß auf dem Felsen zu erzählen.

— Adeline genas langsam nach Tagen und Wochen, in denen der gespenstische Hauch des Todes sie umwehte. Ärztlicher Kunst gelang es, nach langem Siechthum sie den Fesseln des Todes zu entreißen, das schwache Menschenleben siegte. Leben siegte.

Wenn es möglich war, so war Adeline während der Krankheit noch schöner geworden. Die Seelenqualen vergangener Tage standen geschrieben in dem edlen, bleichen Gesicht und das schneeweiße Haar gab von den furchtbaren Kämpfen der Vergangenheit Zeugniß.

Ihre Augen blickten seltsam starr, sie entbehrten des früheren Glanzes. Es sah etwas aus ihnen, das Schlimmeres als den Tod fürchten ließ — der Wahnsinn.

Doch der alte Gott lebt noch. Nach Jahren entließ man Adeline aus der Anstalt, wohin man sie gebracht hatte. Sie litt zwar noch am Verfolgungswahn, doch stellte sich dieser selten ein, sobald sie ruhig bei ihrer Schwester leben konnte. Sie erhielt eine Pflegerin, ein älteres Mädchen aus der Anstalt, und das machte sie zur Vertrauten all' ihrer Nöthnisse und Leiden.

Ihrer Vergangenheit erinnerte sie sich nur noch als an Tage des Glücks und der Freude; jene schreckliche Episode war ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden.

„Er wird kommen und dann für immer mit Dir vereint sein“, das war der Gedanke, welcher sie zur Genesung trieb.

Doch Tage, Wochen, Monate, Jahre vergingen, im gleichen Wechsel wiederholten sich die Jahreszeiten, er kam noch immer nicht.

Da stieg ein schrecklicher Gedanke in dem armen Hirn auf, er ist krank, er verlangt nach Dir in seiner Todesstunde. —

Bis jetzt hatten sie still in einem Thüringer Dörfchen gelebt, einsam und still, denn Adeline war sehr der Ruhe bedürftig. Nun aber verlangte sie hinaus in die weite Welt. Sie mußte seinem Rufe folgen.

Ganz Norddeutschland hatten sie schon bereist, als sie in einem schönen Städtchen auf Abeline's Wunsch längeren Aufenthalt nahmen. Abeline gefiel das Umherstreifen durch Berg und Thal, es erinnerte sie an die Heimath, und nach langer Zeit öffnete sie wieder ihr Skizzenbuch. Die herrliche Natur schien sie umgewandelt; ihr Frohsinn, ihre heitere Laune waren wieder eingetreten und mit inniger Freude bemerkten Henriette und die Pflegerin, Fräulein Baehr, auch eine Besserung in ihrem Geistesleben.

Einst war Abeline sogar zu bewegen, ein vorher schon viel besprochenes Konzert eines blinden Klaviervirtuosen unter Mitwirkung einer bekannten Sopranistin, zu besuchen. Die mit technischer Fertigkeit gespielten Stücke berühmter Meister, sowie herrliche eigene Compositionen machten auf Fräulein Abeline trotz ihres großen Musikverständnisses nicht den geringsten Eindruck, es schien sogar, als vernähme sie nicht einmal die herrlichen, unter den Händen des blinden Künstlers hervorquellenden Töne.

Dann erschien die Sängerin. Jubelnder Beifall empfing sie. Anmuthig lächelnd dankte sie dem Publikum und sang dann mit einer glodenhellen, ausgiebigen Stimme verschiedene Opernarien.

Auch das vermochte Abeline nicht aus dem dumpfen Dürren zu wecken und sorgenvoll blickte die Schwester nach ihr. Zum letzten Mal erschien die Sängerin.

Bei den ersten Tönen sah Abeline empor, ihren Oberkörper nach vorn gebeugt, lauschte sie mit angehaltenem Athem: „Mein Lieb“, dachte sie leidenschaftlich mit plötzlich zurückgekehrtem Bewußtsein: „Mein Lieb“.

Und die junge Dame sang:

Im silbernen Mondlicht wallte der Rhein,
Ein Posthorn klang in der Ferne,
Wir sahen uns tief in die Augen hinein,
Und leuchtend standen die Sterne.
Da hast Du mir schluchzend Dein Lieben bekannt,
Wie hat es so süß mir geklungen,
Dann bin ich gezogen durchs blühende Land
Und habe begeistert gesungen:
„Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief,
Gegrüßt, seid gegrüßt, es ist Frühlingszeit.“
Und wieder blühte der Hölzer im Thal,
Und wieder zum Rhein ging mein Wandern,
Da sah ich Dich heimlich zum letzten Mal,
Du hingest am Arm eines andern.
Ich weiß nicht, war es ein Schmerzensschrei,
Der schrill durch die Stille geklungen?!
Da zogen wandernde Burthen vorbei,
Die haben mein Lieb gesungen:
„Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief,
Gegrüßt, seid gegrüßt, es ist Frühlingszeit.“
Es werden die Rosen verblühen, vergehn,
Man wird mich vergessen, begraben,
Und Du, Du wirst ihn nicht wiederseh'n
Den wilden, verlassenen Knaben. — —

Abeline hatte immer aufmerksamer gelauscht, fieberhafte Röthe lag auf ihrem Gesicht.

Bei der letzten Strophe, „und du, du wirst ihn nicht wiederseh'n, den wilden, verlassenen Knaben“, ertönte plötzlich ein markerschütternder Schrei, die Sängerin verstummte, Alles blickte um sich, da trug man eine Dame hinaus.

Abeline war ohnmächtig. —

Von jenem Abend an war Abeline wieder von einer fieberhaften Unruhe getrieben. „Er ist todt“, sagte sie fortwährend, „ich muß ihn suchen und werde dann bald an seiner Seite ruhen.“

Sie wohnten in der Kreisstadt B.

„Hier werde ich ihn finden“, sagte Abeline zuversichtlich beim Betreten des Friedhofs.

Und sie fand ihn.

Henriette hatte dem Todtengräber etwas in die Hand gedrückt und ihm einige Worte zugeflüstert.

Der Mann verstand, und all die Fragen der schönen, vornehmen Frau bejahend, wies er auf ein einsames, mit Gras überwuchertes Grab.

Nun kannte das unglückliche Weib einen neuen Lebenszweck. Am Abends, wenn das helle Tageslicht durch das angenehme Zwielicht vertreten wurde, ging Abeline nach dem Gottesacker draußen vor dem Thore. Sie schmückte das Grab auf das

Devotischste und sprach mit freudiger Gewißheit zu dem Todten, daß sie ihm nun bald folgen werde. Da sie auch selbst in den kalten Herbstestagen ihre Besuche nicht einstellte, hatte sie sich eine heftige Erkältung zugezogen, der sie nach kurzem Kranklager erlag. — In ihren letzten Tagen sprach Abeline fast nur von dem nahen Ende.

„Siehst Du“, sagte sie eines Tages zu der weinenden Schwester, „wie Alles auf dieser Welt ein Ende hat? Wie ist doch unser Lebenskurzer Traum sobald zu Ende geträumt. Wir leben dahin gleich allen übrigen Wesen auf Erden, wir leben und genießen nicht mit vollem Bewußtsein wir erkennen erst das Schöne, wenn es entflieht. Doch eins haben wir allen anderen Geschöpfen voraus, das ist die Liebe, die Liebe, welche so glücklich, selig, und ach, so elend machen kann. Diese wird nicht vergänglich sein, da sie Gott uns gegeben und auch geboten hat. Was wäre der beseligende Gedanke an die Ewigkeit, wenn wir nicht wüßten, daß wir dort oben unsere Geliebten wiedersehen? Darum sage ich, die tiefe, heilige Liebe währt nicht nur eine Spanne Zeit, sie reicht hinüber in die Ewigkeit. Das ist mein Trost, meine Zuversicht.“

Nachschrift.

Nach vielen Jahren kam ich einmal mit meiner Frau durch B. Ein heftiges Verlangen ergriff mich, die Stätten alter lieber Erinnerungen wieder zu sehen, und da auch meine Frau gern die Gräber meiner schwergeprüften Tanten schmücken wollte, ließen wir den Zug weiterfahren und gingen nach dem Friedhof in B. Bald hatten wir die Grabstätten gefunden, zwei hohe Marmorkreuze sagten es uns.

„Mensch sein heißt Leiden“, stand auf dem Stein, unter dem Abeline ruhte, und Henriette, welche nach kurzer Zeit ihrer Schwester gefolgt, hatte die schönen Verse auf dem ihren:

Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme,
Und gäb' Dir keine Last.
Wie wär's da um Dein Sterben,
O Menschenkind, bestellt,
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' Dir die Welt.

In wortloser, heiliger Stimmung verließen wir Arm in Arm, im seligen Bewußtsein unseres Glücks, den Todtenacker, und ließen uns von dem nächsten Zuge nach der Heimath bringen, wo verlangende Kinderärmdchen sich uns entgegenstreckten.

— Ende. —

Rätsel und Aufgaben.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Ergänzung.

Predige Weisheit lang und breit —
Wer folgt ihren Pfaden?
Auf Erden wird kein Mensch gescheit
Außer durch eignen Schaden.

(Blättern.)

Rebus.

Das Publikum, das ist ein Mann, der alles weiß und garnichts kann.

Möbel n. Betten

gut und billig auch Aufhängungs-
erleichterungen, zu haben
A. Leicher, Adelheidstraße 46.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Der kluge Hund.

Herr: „Ihr Hund hat mir gestern das ganze Beinkleid zerrissen.“

Kaufmann: „Der hat jedenfalls gewittert, daß Sie es bei meinem Konkurrenten gekauft haben!“

— Bu viel. —



Doktor: „So, nun legen Sie 'mal auf Rücken und Brust ein großes Senfpflaster . . .!“

Patient: „Wird das wohl nicht ein bißchen zu viel Senf für so wenig Fleisch sein?“

Beitgemäße Frage.

A.: „Meine Tochter ist in Wiesbaden.“ — B.: „Zur Kur oder zur Cour?“

— Monolog. —



„Wann i den da hätt, der den Durst erfunden hat, den zahlet i a paar Rak!“

Rein Fortschritt.



Erster Strolch: „s is nich zu jloben, wat de Welt jeht fortjeschritten is!“

Zweiter Strolch: „Ach wat, quassle nich von Fortschritt; wenn De heite wat stiehlt, wirst De jerade so injesperert wie vor zweehundert Jahren.“

O weß!



Junge Frau: „Aber Männe, Du entwickelst ja heute einen furchtbaren Appetit!“

Junger Ehegatte: „Wenn man auch die ganze Woche zu Hause gegessen hat!“

Der erste Cylinder in Kamerun.



In Todesängsten und voll Graus
Reiht hier der dicke Weiße aus,
Läßt dabei den Cylinder.



Blutgierig kommt die Schar gerannt,
Da liegt der Bibi auf dem Sand —
Der Schreck lähmt ihr die Glieder.



Was ist das für ein gräßlich Ding?
Niemand weiß Rat, selbst Monsieur King
Bell ist's ein großes Rätsel.



Da naht Herr Mungo, und sofort
Gibt er dem Ding den rechten Ort —
Das ist ein Schwerendöther!

Unterschied.

Frau A.: „Rein, wie mich schwißt! Schwißen Sie auch so furchtbar?“

Frau B.: „Rein, das ist mir viel zu ordinär, höchstens transpiriere ich mal ein bißchen.“

Pfiffige Vermutung.

Vater: „Ich weiß nicht, in den neuen Strümpfen habe ich immer kalte Füße.“

Tochter: „Om, sollte Mama vielleicht Eiswolle dazu genommen haben?“

Druckfehler.

Er schwur, sie könne jederzeit auf seine Liebe (Liebe) rechnen.

Spruch.

Furcht wird erzwungen,
Achtung errungen,
Liebe aber nur geschenkt,
Oft sogar, wo man's nicht denkt.

Sinter den Aulissen.

Alter Lehemann: „Mein Fräulein, ich liebe Sie glühend heiß.“
Balletteuse: „Ach, Sie haben ja gar kein Feuer mehr.“

Kinder von heute.

Frau: „Anna, stopfen Sie das Kind doch nicht so voll, es erstickt ja!“
Dienstmädchen: „O nein, das ist so gescheit und sagt es schon vorher.“

Berstreut.

Frau: „Verbrenn' Dich nicht, Mann! Die Suppe ist am Ende noch heiß.“
Professor: „Dann werde ich aus der Mitte essen.“

Berechtigt.



„Wenn ich den Kerl seh', krieg' ich immer eine But; der hat meine Frau das Klavierspielen gelehrt.“

Nach dem Carneval.



Fremder: „Die Leute hier sind wohl sehr wohlhabend — niemand macht Gebrauch von der Leihanstalt!“

Pfandleiher: „Nein, im Gegenteil, die Leute haben nichts mehr zum Verpfänden.“

Wort gehalten.

Witwe (schluchzend): „Herr Doktor, Sie wollten meinen Mann von allen seinen Schmerzen herstellen, und jetzt ist er tot.“
Arzt: „Run, und hat er etwa noch Schmerzen?“

Druckfehler.

(Aus einem Roman.) „Laura drohte ihm errötend mit dem Fächer und lispelte: „O, Sie Schlemmer (Schlimmer)!““

Brief eines Redakteurs an einen Dichter.

Selbst unser Papierkorb wurde blaß, als wir Ihr Gedicht hineinwarfen.

Selbsttäuschung.



„Wohin, Herr Baron?“

Baron: „Ich reite soeben nach Hundelehle, und Sie, Herr Assessor?“

Assessor: „Ich fahre per Rad nach Berlin.“

← Abhilfe. →



„Na, Männchen, wie findest Du mein neues Radkostüm?“
 „Frei, furchtbar frei! Schämst Du Dich denn gar nicht,
 damit auf die Straße zu gehen?“
 „Na, ich kann ja einen dichten Schleier umbinden.“

Ballgespräch.

„Haben gnädiges Fräulein sich schon 'mal einen Retrolog
 geschrieben?“

✱ Vexierbild. ✱



Wo mag denn der Brandstifter sein?

Gemüthlich.



„Also jetzt frag' ich zum letztenmal, wann Sie mich be-
 zahlen wollen.“
 „Na, Gott sei Dank, daß das dumme Fragen einmal ein
 Ende nimmt.“

Gedankensplitter.

Ein Ungebildeter wird ungemüthlich, sobald er gemüthlich wird.

Das Schicksal packt den gern an der Kehle, der alles durch
 die Gurgel rinnen läßt.

Der moderne Pegasus braucht keine Flügel, es genügt
 wenn er einen Sumpf durchwaten kann!

✱ Nicht zu verblüffen. ✱



„Sehen Sie, Herr Leutnant, und das ist Leutnant von
 Schimmel, mein Bruder.“
 „Ah, dachte mir, erkannte gleich an kolossaler Familien-
 ähnlichkeit.“
 „Aber, Herr Leutnant, es ist ja nur mein Adoptivbruder!“
 „Ja, eben, ganz enorme Adoptivbruder-Ähnlichkeit!“